

Es braucht ein Dorf, um ein Kind großzuziehen.

1. Gene und Meme

Wie sagt ein afrikanisches Sprichwort: „It takes a village to raise a child“ – Es braucht ein ganzes Dorf, um ein Kind großzuziehen. Das muss unsere Gesellschaft neu lernen. Ja, Eltern schenken die Gene. Sie legen auch Glaubensfundamente, vermitteln Werte und eine Lebenshaltung. Das ist eine ungeheuer große Verantwortung. Eine enorme Leistung. Und eine wunderbare Aufgabe. Ja, manches Mal denken wir heute, wir müssen Eltern auch darauf hinweisen, dass die Erziehungsleistung auch eine Pflicht ist, wenn wir Kinder bekommen.

Aber auch die Menschen ohne Kinder oder die Älteren, die schon Kinder erzogen haben, leisten einen unschätzbaren Beitrag. Die „Meme“ - die Kultur, das Gedächtnis, die Bildung einer Gesellschaft sind hiermit gemeint. Der Zoologe Clinton Richard Dawkins hat sie parallel zu den Genen gestellt. Er führte den Begriff [Mem](#) für den Bereich Kultur analog zum [Gen](#) in der biologischen Evolution ein. Wir alle tragen dazu bei, Kindern in unserem Land diese Meme mitzugeben, ob wir Kinder haben oder nicht.

Es geht um Netzwerke. „Dieses Kind braucht Deutschland“ meint: Wir brauchen jedes Kind, jedes Kind braucht uns. Keines soll verloren gehen. Der renitente Junge, der die KiTa auf den Kopf stellt, das junge Mädchen, das an Magersucht leidet, der coole Jugendliche, der kiffte, die etwas abgedrehte Hauptschulabbrecherin – sie sind wertvoll! Gott weiß das, er liebt sie ja ohnehin. Aber sie sollen spüren: Wir brauchen dich. Du bedeutest uns etwas. Wir wollen für dich da sein. Als ich die Berichte Jugendlicher über ihr Freiwilliges Soziales Jahr gelesen habe, hat mich am meisten erschüttert: Viele haben erzählt, sie hätten zum ersten Mal gespürt, dass jemand sie braucht! Da läuft etwas sehr falsch, wenn junge Leute in unserem Land den Eindruck haben: wir brauchen euch nicht.

Vielleicht können wir von diesen Überlegungen her deutlich machen, was das Engagement für Kinder in unserem Land bedeutet: Ja, es geht um die biologischen Eltern, um Eltern insgesamt, die sich für Kinder engagieren. Aber es geht auch um die Haltung einer Gesellschaft insgesamt, die ihre Zukunft auf Kinder baut. Wer nur Börsen-

kurse im Blick hat, kann tief fallen. Aber wer im eigenen Leben an kommende Generationen denkt, lebt wahrhaftig nachhaltig. So spielen Elternschaft und gesellschaftliches Engagement für Kinder ineinander und nicht gegeneinander.

Unsere egomanische, ökonomiefixierte Gesellschaft lernt gerade ganz neu: die Zukunft liegt im Verletzbaren, im Kind. Das ist christlich gesehen die zentrale Lektion. Selbst Gott kommt als Kind verletzbar zur Welt. Die Zukunft der Menschheit, so glauben wir, wird in dem Kind, das in Bethlehem geboren wurde, sichtbar.

Alles, was wir für so entscheidend halten, hält gar nicht stand, wenn es ernst wird im Leben. Wenn wir krank werden, wenn wir sterben, dann stürzen all unsere Sicherheiten zusammen, die uns angepriesen werden. Dann zählen Glaube, Liebe, Hoffnung, diese drei. Aber die Liebe ist die größte unter ihnen. Die Liebe, die wir als Eltern einem Kind gegeben haben. Die Liebe, die wir als Nachbarin oder Lehrer, als Ausbilderin oder Pastor, als Erzieherin oder Pate in ein Kind investiert haben, sie ist eine Investition in die Zukunft. Da hinterlassen wir eine Spur im Leben. Wir geben die Meme weiter, den Glauben, die Kultur, die Werte, die wir selbst ererbt haben von unseren leiblichen und geistlichen Vätern und Müttern.

2. Biblische Geschichten geben Halt und Orientierung

Wenn es in der Bibel heißt: „der Gott deines Vaters Isaak“, dann wussten offenbar alle, welcher Gott gemeint war. Wenn bei uns heute jemand vom „Gott deines Vaters Jürgen“ oder vom „Gott deiner Mutter Monika“ spricht, werden die Kinder ins Grübeln geraten. Sollte der ominöse Fußballgott gemeint sein? Oder vielleicht der Geiger André Rieu?

Mir ist wichtig, dass Kinder und Jugendliche selbst Zugang zu diesen Geschichten finden. Da geht es um Glauben, aber auch um Beheimatung in der eigenen Kultur. Architektur, Literatur, Kunst in Deutschland sind ohne jede Bibelkenntnis gar nicht zu verstehen. Luther war es ein zentrales Anliegen, dass Menschen selbst nachlesen können, sich eine Meinung bilden in theologischen Fragen wie in Gewissensfragen. Die Verantwortung des Einzelgewissens war für ihn von fundamentaler Bedeutung.

Vor zwei Jahren durfte ich zur Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Brasilien fahren. Das fasziniert mich immer wieder: Wir teilen dieselben Geschichten, rund um den Globus und durch die Jahrhunderte. Da kann ich in der Bibelarbeitsgruppe mit dem Bischof aus Indien und der Pfarrerin aus Korea, mit der Kirchenvorsteherin aus Bolivien und dem Presbyter aus Kamerun sprechen auf der

Grundlage desselben biblischen Textes. Wir alle kennen ihn, beispielsweise die Jona-Geschichte, wir haben ihn in unserem Kontext interpretiert und sprechen nun gemeinsam darüber, entdecken Neues, Fremdes, Anregendes und Irritierendes. Solche gemeinsamen Erzählungen gründen Gemeinschaft.

Aber wir hier in Deutschland erzählen nicht mehr. Die biblischen Geschichten, die uns verbinden, werden nicht weitergetragen. Da spricht ein Redner wortstark vom Damaskuserlebnis, und ich kann den Zuhörenden geradezu ansehen, dass sie mehrheitlich keine Ahnung haben, was er damit meint. Wie traurig aber, wenn ein Kind nie etwas gehört hat von Josef etwa, der ein bisschen verwöhnt und hochnäsiger war, der brutal verraten wurde, aber einen Weg fand im Leben, weil er sich Gott anvertraute. Wie gut zu wissen, dass in dieser Familie Versöhnung möglich war.

Und die Geschichten unseres Landes, die werden ja auch nicht erzählt. Allzu lange sind wir stumm geblieben über die Erfahrungen in der Zeit des Nationalsozialismus – das sollte endlich vorbei sein. Ähnlich bewältigen wir auch die Zeit der DDR – „hört endlich auf, davon zu erzählen“, heißt es.

Lieber schauen wir uns amerikanische Serien an, die wenig mit unserem Alltag zu tun haben. Aber selbst beim Fernsehen gibt es keine gemeinsamen Geschichten mehr, seit es so viele Kanäle gibt, dass niemand mehr das gleiche guckt. Früher konnte in Westdeutschland etwa ein Hitchcock noch ein Straßenfeger sein. Heute guckt scheinbar jeder eine andere Geschichte bzw. zappt zwischen verschiedenen Geschichten hin und her. Nach einer neuen Studie verbringt der Durchschnittsdeutsche sage und schreibe 220 Minuten vor dem Fernseher – pro Tag! Das sind fast vier Stunden! Ich habe gestern extra auf dem Taschenrechner nachgerechnet: Auf 365 Tage im Jahr gerechnet sind das 80.300 Minuten, also 1338 Stunden im Jahr oder auch knapp 56 volle Tage. Und wenn wir das weiterspielen, dann hat ein Mensch mit 70 Jahren 3903 Tage mit Fernsehen verbracht, ein Siebtel seiner Lebenszeit. Und das Surfen im Internet ist noch gar nicht eingerechnet. Nun habe ich gar nichts gegen Fernsehen, das soll kein griesgrämiger Anti-TV-Spot werden. Aber es wird deutlich: Wir lassen uns voll-lullen, ohne Geschichten zu erzählen, ohne ein gemeinsames Erbe zu kennen. Und das macht uns wurzellos und geschichtslos. Selbst die Lektüre gemeinsamer Bücher geht verloren. Der Markt ist unübersehbar geworden. Jeder und jede sucht sich, was interessiert.

Die Erziehungswissenschaftlerin Sigrid Tschöpe-Scheffler führt die Unsicherheit vieler Eltern in der Erziehung darauf zurück: „Sie managen, planen, kontrollieren – und erleben trotzdem, dass es keinen Anspruch auf Glück und Gelingen gibt. Ein (ande-

rer) Grund dafür ist wahrscheinlich der, dass wir heutzutage zu wenig gute Erzählungen von gelungenem Leben in uns tragen, wie sie zum Beispiel die Bibel oder Märchen vermitteln: In jeder dieser Geschichten gibt es Krisen, die bewältigt werden müssen, am Ende gehen sie aber gut aus. Vielen Eltern fehlt das Grundvertrauen ins Leben, das in diesen Erzählungen zum Ausdruck kommt.“¹

Es ist ein Verlust an Gemeinschaft, Tradition und Kultur, dass in unserem Land der gemeinsame Erzählfaden abgerissen ist. Wir müssen Geschichten, gerade auch die biblischen Geschichten weitererzählen.

3. Kinder brauchen Religion und Gebet

Auch wenn in unserem Land die Säkularisierung unübersehbar ist, denke ich grundsätzlich: Kinder brauchen Religion. Wo können Kinder heute ihre existentiellen Fragen stellen? Viel zu oft werden sie schlicht „abgebügelt“.

Während des Kirchentages in Hannover 2005 hatten wir ein Kinderzentrum eingerichtet. Kinder konnten ihre Fragen stellen, und Erwachsene mussten Rede und Antwort stehen. Offen gestanden fand ich die Stunde dort anstrengender, als so manches Podium. Ein Kind fragte: „Was macht Gott mit den bösen Menschen?“ Ein anderes zeigte mir seine von Neurodermitis gezeichneten Arme und sagte: „Warum macht Gott mich denn nicht gesund?“ Und ein kleiner Junge sagte: „Weißt du denn, wo mein Opa jetzt ist, ich habe ihn so lieb gehabt!“

Kinder und Jugendliche haben tiefe und religiöse Fragen. Ich finde, es ist ein Armutszeugnis, wenn sie „abgebügelt“ werden mit einem lapidaren „Weiß nicht!“. Viele Eltern meinen offenbar, sie selbst hätten zu wenig Antworten, seien nicht kenntnisreich genug in Sachen Glauben. Und deshalb delegieren sie die religiöse Erziehung an die Kindertagesstätte oder die Schule oder sagen schlicht: „Mein Kind soll selbst mal entscheiden, welche Religion es haben will, ich habe damit nichts zu tun.“ Aber ein Kind muss doch erst eine Religion kennen lernen, um sich dann eines Tages dafür oder dagegen entscheiden zu können. Es einfach ohne Antwort zu lassen, die Erziehung in Sachen Religion zu delegieren, ist inakzeptabel, finde ich. Ein gebildeter Mensch muss sich einmal im Leben mit den großen Fragen des „Woher komme ich, wohin gehe ich?“ mit der Transzendenz, mit der Gottesfrage und der Religion beschäftigt haben, ob er nun gläubig ist oder nicht.

¹ Zeitschrift Brigitte, Dossier 07/2006

Mit einem Kind und Jugendlichen diesen Gesprächsfaden der existentiellen Fragen aufzunehmen, das ist eine wunderbare Erfahrung, für alle, die erziehen. Denn so eine Frage nach Leben und Tod, nach Gott und der Welt, die lässt sich ja nicht mal eben schnell beantworten. Sie ist der Beginn eines gemeinsamen Nachdenkens, eines Weges von Fragen und Zweifeln, von Suchen und Finden. Und manchmal lassen sich dabei wohl auch die alten Geschichten neu entdecken, miteinander lesen. Was das bedeutet, können wir kaum unterschätzen.

Wir haben mehr als 10.000 der Kinderfragen gesammelt vor und während des Kirchentages, 500 wurden für ein kleines Buch zusammengestellt, ich habe später versucht, an 30 davon beispielhaft zu zeigen, wie ein solches Gespräch beginnen könnte. Dabei wurde mir deutlich: Eigentlich stellen die Kinder ja unsere eigenen Fragen. Nur trauen wir uns nicht, sie derart direkt zu stellen. Deshalb sind die Fragen der Kinder und Jugendlichen immer auch Fragen an uns selbst: Was glauben wir? Wo stehen wir? Sie sind eine Chance, die existentiellen Fragen nicht auszublenden, sondern offen anzunehmen, nicht vor ihnen wegzulaufen und sei es vor den Fernseher, sondern sich Zeit dafür zu nehmen. Dabei möchte ich Eltern und allen, die erziehen, Mut machen zur Antwort. Wir müssen ihnen doch in so vielen Fragen Orientierung geben, das gilt auch für die Religion. Trauen Sie sich, über Gott zu sprechen!

Allein das Wissen um die Möglichkeit einer Gottesbeziehung halte ich für entscheidend. Da ist ein anderer, an den du dich wenden kannst. Du kannst zu Gott beten, selbst wenn alle anderen dich zu verlassen scheinen. Das zu wissen, ist für viele Kinder und Jugendliche geradezu eine Befreiung. In einem Buch mit ihren Gebeten wird das auf bewegende Weise erkennbar. Das sind keine niedlichen Gebete nach dem Motto „Lieber Gott mach mich fromm, dass ich in den Himmel komm“. Nein, das ist ganz oft ein existentielles Ringen. Lassen Sie mich einige Beispiele geben²:

- Okka: „Lieber Gott, beschütze mich. Amen. Lieber Gott, mach, dass meine Mutter und mein Vater mich nie verlassen. Amen.“
- Laura: „Lieber Gott, ich wünsche meinen Eltern, meinen Geschwistern, mir und meinen Verwandten ein langes Leben. Ich danke dir für das Brot, das Wasser, Getreide, die Kartoffeln, die Bohnen und all das, was wir zum Trinken und Essen haben. Ich möchte keinen Krieg mehr. Ich möchte Frieden.“

² Lieber Gott, hör uns mal zu... Gebete von Kindern – Gebete für Kinder, gesammelt, mitverfasst und herausgegeben von Albert Wieblitz, Hannover 2003

- Marcel: „Lieber Gott, sag mir doch, wie alt du bist. Und ich wünsche mir, dass die Tiere nicht getötet werden. Und dass die Menschen alle gesund sind. Und dass es keine Gewalt mehr gibt.“
- Und noch eine Laura: „Lieber Gott, ich bin dankbar, dass ich Eltern habe. Ich bin dankbar, dass mir meine Eltern immer verzeihen. Ich bin dankbar, dass die Familie zusammen ist. Ich habe Sorgen, weil ich meine Eltern angelogen habe. Amen.“
- Stefanie: „Lieber Gott, kannst du mich und meine Freundin wieder vereinen?“
- Tiberius: „Gott, es ist schlimm, wenn Mama und Papa sich streiten. Kann diese Welt denn nicht ohne Streit bestehen? Amen.“

Diese Gebete haben mich bewegt, und sie zeigen, wie ungeheuer wichtig es für junge Menschen ist, dass sie beten lernen, dass sie wissen: Ich bin nicht allein auf dieser Welt. Und selbst, wenn es Streit mit Eltern gibt, wenn es Angst gibt, weil ich Fehler gemacht habe oder wenn ich mich anderen nicht mitteilen kann, dann ist Gott da und hört mir zu. Gott ist keine Maschine, die Wünsche erfüllt. Aber Gott geht es tatsächlich um mich. Wie wichtig ist es, diesen Ansprechpartner zu haben! Wissen wir eigentlich, wie viele Ängste und Sorgen Kinder und Jugendliche haben? Kindheit und Jugend sind kein großer Spaß. Erich Kästner hat das einmal sehr schön formuliert: „Wie kann ein erwachsener Mensch seine Jugend so vollkommen vergessen, dass er eines Tages überhaupt nicht mehr weiß, wie traurig und unglücklich Kinder zuweilen sein können? (Ich bitte euch bei dieser Gelegenheit von ganzem Herzen: Vergesst eure Kindheit nie!...) – Es ist nämlich gleichgültig, ob man wegen einer zerbrochenen Puppe weint oder weil man, später einmal, einen Freund verliert. Es kommt im Leben nie darauf an, worüber man traurig ist, sondern nur darauf, wie sehr man trauert. Kindertränen sind, bei Gott, nicht kleiner und wiegen oft genug schwerer als Tränen der Großen.“³

Ich denke, Beten lehnen eröffnet neue Horizonte.

4. Kinder brauchen Rituale

Neben den Geschichten des Glaubens und dem Beten sind es für mich die Rituale, in die Kinder hineinwachsen sollten. Für Kinder haben Rituale eine große Bedeutung,

³ Erich Kästner, Das fliegende Klassenzimmer

ja sie lieben Rituale, und Rituale prägen sie und ihre Erinnerung an die Kindheit auch als Jugendliche. Da können Eltern so viel gestalten! Bei meinen eigenen vier Kindern habe ich erlebt, wie wichtig die zuverlässige Wiederholung des Erlebten, das konsequente Aufgreifen des Rituals für sie war. *Wann* der Weihnachtsbaum geschmückt wird, dass *erst* das Lukasevangelium gelesen wird, eine Strophe aus einem Weihnachtslied gesungen und *dann* die Geschenke ausgepackt werden. Oder Rituale am Geburtstagsmorgen, bei denen wir beispielsweise die Kinder immer mit einem Lied am Bett geweckt haben. Und oft, wenn sie schon vor Aufregung wach waren, haben sie sich so lange schlafend gestellt, bis endlich die Familie kam, um zu singen. Und dann gab es ein Gebet am Frühstückstisch, und wir haben die Geburtstagskerzen angezündet. Sie sind heute erwachsen, und ich muss lächeln, wenn ich Rudimente dieser Rituale in einer Berliner Studentenwohnung wiedererkenne.

Auch was Sterben und Tod betrifft, sind Rituale wichtig. Als ich die Kinderfragen gelesen habe, war ich berührt, wie viele Fragen nach dem Lebensende und darüber hinaus sind. Unsere Gesellschaft verdrängt den Tod ja geradezu panisch. Alle wollen alt werden, aber niemand will alt aussehen. Alle haben Angst vor Krankheit und Tod, aber niemand spricht darüber. Deshalb fühlen sich viele Alte, Kranke und Sterbende auch so einsam und abgedrängt. Wir als Erwachsene müssen uns mit dem Tod auseinandersetzen und sollten Kindern eine Gelegenheit geben, es ebenfalls zu tun. Das gilt auch für Jugendliche, von denen viele sich intensiv mit der Todesfrage auseinandersetzen bis hin zu Suizidgedanken.

Eine Hinführung zum Tod kann der Besuch eines Friedhofs sein. „Heimat ist da, wo ich die Namen der Toten kenne“, hat Fulbert Steffensky einmal gesagt. Das hat mir sehr gefallen. Wir verscharren unsere Toten nicht irgendwo in einer Ecke, wir verstreuen ihre Asche nicht anonym, wir behalten ihre Namen im Gedächtnis und haben auch einen realen Ort für sie, weil wir glauben, dass auch Gott ihre Namen ins Buch des Lebens geschrieben hat. Auf einem Friedhof können wir das selbst gut erfahren und Kindern und Jugendlichen zeigen. Wir können an den Grabsteinen sehen, wie kurz oder wie lang ein Leben war, auch bei Fremden. Und bei eigenen Familienmitgliedern oder Menschen, die wir kannten, erzählen, wer das war, welche Erinnerungen wir haben. Wir können die Geschichten vom Leben und Sterben aus unseren Familien oder von Freunden erzählen, die wir kennen. Das zeigt: Wir vergessen die Toten nicht, sie bleiben ja Teil unseres Lebens. Wir erinnern die Namen und haben Orte der Trauer. Ich erinnere mich, dass ich, während meine Mutter die Gräber versorgte, als Kind auf dem Friedhof oft zum Bereich der Kindergräber ging, weil es mich faszinierte, dass dort Kinder begraben waren, die jünger gestorben wa-

ren als ich war. Die eigene Endlichkeit wurde so greifbar. Das war weniger erschreckend als ein Teil des Lebens.

Vielleicht gibt es auch eine Möglichkeit, ein Kind oder Jugendliche zur Beerdigung mitzunehmen, wenn jemand aus dem weiteren Bekanntenkreis gestorben ist, ein Nachbar vielleicht, eine entfernte Tante. Dann ist mit mehr Distanz das Ritual zu erleben, mit dem wir unsere Toten bestatten. Darüber kann dann auch leichter gesprochen werden. Wenn eines Tages jemand aus dem näheren Familien- oder Freundeskreis stirbt, werden Sie das Ritual sehr gut wiedererkennen.

In Hannover fand vor zwei Jahren eine Ausstellung unter dem Titel „Erzähl mir vom Tod“ statt, die ermutigen soll, mit Kindern in ein Gespräch über den Tod zu kommen. Vieles ist interessant. Aber es wird geradezu vermieden, vom christlichen Auferstehungsglauben zu berichten. Stattdessen ist der Gott Osiris breit vertreten und auch mexikanische Totenfeste. In einem Raum, dem „Paradiesgarten“, haben Kinder ihre Vorstellungen auf Zettel geschrieben. Viel ist von „Auflösung ins Nichts“ die Rede oder auch von Wiedergeburt, aber fast nichts von christlichem Glauben. Ich denke, wir haben geradezu die Pflicht, Kindern von diesem Glauben zu erzählen, dass Gott uns je einzeln beim Namen gerufen hat und uns halten will auch über diese Zeit und Welt hinaus.

Zur Beerdigung gehört auch das Abschiednehmen am Grab. Meine Erfahrung ist, dass Kinder und Jugendliche das gut verkraften, wenn sie vorbereitet sind, wenn sie wissen, was zu tun ist - eine Blume ins Grab zu werfen oder dreimal eine kleine Schaufel voll Erde. Auch Beileidsbekundungen am Grab gehören ja dazu - davon sollte, wenn irgend möglich, eben nicht abgesehen werden. Kurzum: es geht darum, behutsam an das Thema heranzuführen, wenn die Frage kommt. Und wenn in der Familie eine Beerdigung ansteht, sollte offen angesprochen und erklärt werden, was ablaufen wird. In jedem Fall ist mir wichtig, Kinder mitzunehmen. Wer Kinder davon ausschließt, lässt sie auch allein, etwa mit der Frage: Wo ist der Opa jetzt, was ist geschehen? Die Fantasien, die da entstehen, können sehr belastend sein. Ich finde es merkwürdig, dass Kindern in unserem Land zugemutet wird, vor ihrem 14. Lebensjahr durchschnittlich 18.000 (!) tote oder sterbende Menschen im Fernsehen zu sehen, aber dann heißt es, zu einer Beerdigung könnten sie nicht mitgenommen werden.

Rituale helfen uns, der Trauer Formen zu geben, sie zu bewältigen. Das habe ich auch erlebt, wo Kinder gestorben sind und den Freundinnen und Freunden, den Mitschülern die Möglichkeit gegeben wurde, den Abschied mitzugestalten. Kerzen an-

zünden, Gebete sprechen, Briefe der Erinnerung schreiben oder Blumen ins oder auf das Grab legen: das sind einige der Formen, die auch Kindern helfen, Abschied zu nehmen. Und manche erfinden sie vielleicht auch ganz neu für sich selbst.

Das gilt auch für den Gottesdienst. Ich weiß, manche halten ihn für langweilig. Aber er hat eine klare, wiedererkennbare Form. Kinder und Jugendliche können sich hineinfinden, das Fremde wird vertraut werden. Oder sie entwickeln eigene Formen – ich denke an eine Schule in Bremervörde-Zeven, wo Jugendliche in einer Woche im Jahr um 6 Uhr Gottesdienste gestalten mit anschließendem Frühstück. Fast 400 Jugendliche sind jeden Morgen dabei. Religion und ihre Rituale geben Kindern Halt und Orientierung in einer oft erschreckenden und verwirrenden Welt.

5. Wir brauchen Lieder

Neben dem Beten gehört sicher das Singen zur christlichen Erziehung. Mit einem Lied jubeln oder in Verzagttheit singen „Wer nur den lieben Gott lässt walten...“, das tut der Seele gut. Mit den Liedern verstummen auch die Seelen. In diesem Jahr feiern wir den 400. Geburtstag von Paul Gerhardt. Er hat gezeigt, wie Lieder in Freude und Trauer den Glauben ausdrücken. Wie Lieder in uns klingen, wenn wir nicht mehr sprechen können.

Vor einiger Zeit titelte der Spiegel „Das Jaulen der Trauerklöße. Die Deutschen verlieren das Singen.“ Wie wahr, können wir in diesen Lamentogesang nur einstimmen. Die WM hat zumindest die Nationalhymne wieder bekannt gemacht, auch wenn sie im Stadion nicht immer schön klingt. Aber besser als das Debakel mit Sarah Connor, die beim Spiel des 1. FC Bayern München gegen die Nationalelf in der Münchner Allianzarena ins Mikrofon schrie: „Brüh im Lichte dieses Glückes...“ und damit Hofmann von Fallersleben eine Drehrunde im Grab bescherte, spricht wohl Bände. Oder denken wir an die Versuche, bei SPD Parteitag „Wann wir schreiten Seit' an Seit“ zu singen, die inzwischen auch von einem Bergmannschor unterstützt werden müssen. Oder lassen wir ganz normal an unseren Ohren vorüberziehen die letzte Trauung mit einer Gemeinde, die das Singen nicht gewohnt ist. Ich erinnere mich gut, dass meine jüngste Tochter mich beim Schulanfängergottesdienst Klasse 7 vor Jahren anraunzte: „Sing doch nicht so laut, das ist ja peinlich.“ Dann wurde klar: Ich war fast die Einzige, die sang, außer der Pastorin...

Singen aber ist Teil von Bildung! Ob das berühmte Zitat von Johann Gottfried Seume „Wo man singt, da laß dich ruhig nieder, ... Bösewichte haben keine Lieder“ allerdings zutreffend ist, bezweifle ich, wenn ich an die Marschlieder der Kriege und die

Huldigungslieder der Diktaturen denke. Machen wir uns nichts vor, auch Musik ist verführbar, wird benutzt und lässt sich benutzen. Aber sie kennt eben auch das Moment der subversiven Freiheit: Die Gedanken sind frei... Und das Moment der kulturellen Bildung. Mozart, Beethoven, Schumann, sie werden für die Kinder und Jugendlichen im Mädchenchor in Hannover etwa plötzlich inhaltlich gefüllte Begriffe. Tradition wird lebendig!

Geradezu absurd scheint mir der Trend, nun schon in der Schwangerschaft Musik zu hören, um das im Mutterleib wachsende Kind zu bilden, dann aber mit dem eigenen Kind nicht zu singen. Wie viel Kultur in der Familie geht da verloren! Und wie viel Freude am Miteinander.

Das Singen neu lernen, das muss uns ein Anliegen sein, weil, wie der Musikwissenschaftler und Gesangspädagoge Karl Adamek das formuliert hat, „die Seelen verstummen“, wenn das Singen bedroht ist. Menschen, die singen, sind nachgewiesenermaßen psychisch und physisch gesunder. Selbst die FAZ hat darauf hingewiesen, dass die Folge verkümmelter Stimmbänder bei Kindern und Jugendlichen in Deutschland inzwischen messbar sei (29.5.05). Kurzum: ich kann dem Verband Evangelischer Kirchenchöre nur zustimmen, wenn er erklärt: „Eine Antwort auf Pisa: Singen“.

Worte zu kennen, die andere vor uns geformt haben, kann so unendlich hilfreich sein, wenn wir selbst verstummen: vor Kummer oder vor Glück. Dann mit den Worten des 23. Psalms beten zu können oder ein Jubellied zu singen, gibt der Sprachlosigkeit Form und Halt.

6. Vorbilder gesucht

Kinder und Jugendliche suchen Orientierung an Erwachsenen. Sie wollen wissen, was Erwachsene glauben, wo sie Halt finden, um für sich selbst einen Weg zu finden in Identifikation oder auch Abgrenzung. Dabei müssen die Vorbilder nicht immer gleich Heilige sein. Aber erkennbar sollten sie sein mit ihren Schwächen und Stärken.

Eine interessante Studie der Wissenschaftler Paul L.- Harris, Professor an der Universität Harvard, und Melissa A. König von der University of Chicago, hat das Lernverhalten von Kindern untersucht, wie Kinder Lerninhalte in Wissenschaft und Religion aufnehmen, die sie nicht selbst sehen und überprüfen können. Das Ergebnis: Kinder und Jugendliche tun mehr als einfach das zu glauben, was man ihnen sagt.

Sie fassen intuitiv alle verfügbaren ausgesprochenen und unausgesprochenen Informationen zusammen und fügen ihre eigene Interpretation hinzu.

Generell scheint es Kindern und Jugendlichen jedoch leichter zu fallen, an wissenschaftliche Thesen und Objekte zu glauben, die sie nicht sehen können, als an christliche Botschaften, wie etwa die Existenz Gottes.

Eine plausible Erklärung dafür liefert Professor Harris: Wenn Erwachsene über Bakterien oder Organe sprechen, dann als Tatsache. Sie sagen nicht: „Wir glauben an Bakterien.“ Wenn sie über Religion reden, vermitteln Erwachsene mit vielen Formulierungen immer noch einen gewissen Zweifel, meinen die Wissenschaftler.

Meine Großmutter dagegen hatte offensichtlich für jede Lebenslage einen Bibelvers parat. Wenn es Ärger und Auseinandersetzungen gab, hieß es: „Lass die Sonne nicht über deinem Zorn untergehen – schrieb schon der Apostel Paulus an die Epheser!“ Ach, was konnten wir dagegen schon sagen? Gab es Streit mit den Eltern, wurde das Vierte Gebot herbeigeholt. Ich erinnere mich, dass ich mit meiner Cousine einmal am Karfreitag ins Kino gehen wollte. Nichts da: „Du sollst den Feiertag heiligen!“ Eben dieses Gebot konnte sie allerdings auch zitieren, wenn es an ihrem Geburtstag Windbeutel mit Sahne gab.

Ja, das konnte schon anstrengend sein. Nervend fanden wir das manchmal, überfromm. Und fordernd konnte sie auch sein, sie hat das Vierte Gebot durchaus in Anspruch genommen, etwa gegenüber meiner Mutter, die sie pflegte, als sie älter wurde. Und wenn meine Mutter sich kritisch äußerte, dass „unsere Omi“, wie wir sie nannten, gerne abends ein Glas Rotwein trank, wusste sie sich auch biblisch zu verteidigen - mit Bezug auf die Hochzeit zu Kana: „Unser Herr Jesus hat auch gerne Wein getrunken...“

Sie war kein perfekter Mensch. Wie wir alle hatte sie ihre Fehler und Schwächen. Manchmal brauchten wir Nachsicht, wenn sie dem einen Enkel etwas zusteckte unter der Maßgabe größter Verschwiegenheit und herauskam, dass sie beim anderen eben dasselbe tat. Auch das Achte Gebot, wie es Luther im Kleinen Katechismus erläutert, wäre sicher manchmal angebracht gewesen: „Wir sollen unseren Nächsten nicht belügen, verraten, verleumden oder seinen Ruf verderben, sondern sollen ihn entschuldigen, Gutes von ihm reden und alles zum Besten kehren“. Denn über andere herziehen, doch, das konnte sie auch. Aber sie hat uns geprägt, auch religiös, im guten Sinne. Wenn wir uns als Kinder stritten, kam garantiert ihr Tauspruch aus dem

Jahre 1914 zum Zuge - der Apostel Paulus an die Epheser: „Seid fleißig zu halten die Einigkeit des Geistes durch das Band des Friedens!“

Sie war offen für Gespräche über Gott und die Welt, und sie hatte einen Standpunkt, der ihr offensichtlich geholfen hat, zwei Weltkriege durchzustehen, die Verschleppung des Ehemannes, die Flucht aus Hinterpommern, den Neuanfang mit Kindern und Enkeln in Hessen. Das hat mir imponiert. Sie hat im christlichen Glauben Halt gefunden, warum sollte das nicht auch Halt für uns bieten? Diese Vorbildfunktion in Glaubensfragen sollten wir nicht unterschätzen. Ja, auch heute suchen Kinder und Jugendliche erwachsene Menschen, an denen sie sich orientieren können durch Identifikation oder Abgrenzung. Das ist eine hohe Verantwortung für uns alle, denn die Enttäuschung durch Vorbilder wiegt schwer.

7. Der leidige Streit um die Krippe

Der Begriff „**Krippe**“ wurde in mancher Diskussion des vergangenen Jahres zum Synonym für Vernachlässigung, nach dem Motto: mangelnde Mutterliebe - abgeschoben in die Krippe. Das ist zum einen eine Missachtung der Leistung der Erzieherinnen in den Kindertagesstätten. Es verkennt zudem die biblische Geschichte. Wenn wir bei Lukas nachlesen, dann steht die Krippe zwar in der Tat für Armut. Keine Wiege eben, kein Himmelbett. Aber sie ist ja auch zum Sinnbild von Liebe und Geborgenheit geworden. Maria und Josef, so schwierig die Situation sein mag, tun, was sie können für dieses **Kind**. Solche Eltern, die in aller Armut für ihr Kind da sind, wünschen wir jedem Kind. Eltern, die auch im Stroh, symbolisch gesprochen, das Kind schützen. Und dann brauchen wir Hirten, die aufmerksam hinschauen, was mit dem Kind ist. Und eben großzügige Weise, die sich mühen um die materielle Absicherung des Kindes: Gold, Weihrauch und Myrr.

Vielleicht ist das Krippenbild mit dem Besuch der Weisen ein gutes Bild dafür, dass es, wie das Sprichwort sagt, ein ganzes Dorf braucht, um ein Kind zu erziehen. Da geht es um ein Miteinander von Eltern, Familie, Nachbarschaft, Zivilgesellschaft und Staat. Es geht um Förderung der Erziehungskompetenz von Eltern, um eine Kultur der Achtsamkeit insgesamt und um gezielte finanzielle Hilfen.

Und es geht um Wahlfreiheit. Die ist für Frauen noch lange nicht verwirklicht. Verzichteten sie auf Berufstätigkeit, um sich der Erziehung ihrer Kinder zu widmen, werden sie schnell als „Heimchen am Herd“ abqualifiziert. Die Erziehungsleistung und auch die Pflegeleistung, die 15 Millionen Hausfrauen in unserem Land erbringen, wird letzten Endes nicht anerkannt, sondern eher abschätzig bewertet.

Sind Frauen mit Kindern berufstätig, gelten sie als „Rabenmutter“. Wer einmal versucht, diesem Begriff, den es nur im Deutschen gibt, auf die Spur zu kommen, findet heraus, dass die Ornithologie zeitweise dachte, Raben würden ihre Jungen aus dem Nest stoßen, wenn sie sich mit dem Füttern überfordert fühlen. Diese These gilt inzwischen als widerlegt. Und das Wort „Gebärmaschine“ ist für mich ohnehin Unwort des Jahres 2007.

Frauen, die keine Kinder haben und auf die 40 zusteuern, müssen sich heute geradezu öffentlich rechtfertigen, ganz gleich, ob sie keinen Partner haben, der mit ihnen Kinder großziehen möchte, ob sie gerne ein Kind hätten, aber nicht schwanger werden können oder ob sie um des Berufes willen auf Kinder verzichten. Schnell steht der Vorwurf im Raum „karrierefixierte Zicken“.

Kinderfreundlich ist das alles nicht.

Ich bin froh, dass das Land Niedersachsen plant, die Krippenplätze bis 2013 deutlich auszuweiten. Wir als Landeskirche beteiligen uns daran, indem unsere Synode zwei Millionen Euro für 750 zusätzliche Krippenplätze zur Verfügung gestellt hat. Damit verdoppeln wir unser Angebot. Auch halte ich es für absolut richtig, die Kindergartenplätze beitragsfrei zu stellen. Wir wissen aus der Elementarpädagogik, dass der Ernst des Lebens nicht erst mit der Schule anfängt. Die entscheidenden Weichen für soziale Kompetenz werden in den ersten drei Lebensjahren gestellt, die entscheidenden Voraussetzungen für Bildung zwischen dem dritten und sechsten Lebensjahr. Die Grundschule kann meist nicht mehr nachholen, was an Kompetenzen fehlt, wenn ein Kind erhebliche Sprachschwierigkeiten hat oder ihm nie vorgelesen wurde.

Mich hat im vergangenen Jahr besonders die Lektüre der World Vision Studie „Kinder in Deutschland“ berührt. Sie weist noch einmal bedrückend nach, was schon die Pisa-Studie zeigte: die familiäre Herkunft ist entscheidend für den Bildungsabschluss der Kinder. Das Gymnasium scheint für Kinder aus armen Familien fast unerreichbar geworden. Viele Kinder aus armen Familien sehen offenbar für sich selbst auch gar keine Chance, bessere Lebensperspektiven zu haben als ihre Eltern. Wer im STERN in der Ausgabe vor Weihnachten die Aussagen der interviewten Kinder und Jugendlichen gelesen hat, konnte einen erschütternden Eindruck von ihrer Lebenssituation und Selbstwahrnehmung gewinnen. Auch die Untersuchungen von Professor Christian Pfeiffer im Kriminologischen Institut Niedersachsen, die zeigen, wie gerade Kinder aus armen Familien frühzeitig gesundheitliche Probleme haben, auch weil sie sich weniger bewegen, weniger an Freizeitaktivitäten teilnehmen und zu viel Medienkonsum ausgesetzt werden, sind alarmierend.

Angesichts dieser Situation halte ich es für richtig, in Bildung, vor allem in frühkindliche Bildung zu investieren. Wir werden uns auch fragen müssen, wie wir junge Eltern unterstützen können, damit sie Erziehungskompetenz gewinnen. Sendungen wie „Die Supernanny“ sind ja ein Indiz für eine große Hilflosigkeit. Es fehlen vielen offenbar Vorbilder, eine klare Orientierung, die früher durch das Miteinander vorgegeben war. Wenn Eltern ihre Kinder nicht in eine Kindertageseinrichtung schicken, sollten sie dafür nicht Bargeld erhalten, aber Gutscheine, zum Beispiel für den Besuch eines Schwimmbades, damit sie mit ihren Kindern etwas unternehmen, oder für eine Musikschule, damit die musische Bildung gefördert wird. Ein Betreuungsgeld aber halte ich für einen irreführenden Ansatz. Vielen Kindern würde es sehr gut tun, früh gefördert zu werden.

Das so genannte „Kinderevangelium“, überliefert bei Markus (10,13-16) lautet:

„Und sie brachten Kinder zu ihm, damit er sie anrühre. Die Jünger aber fuhren sie an. Als es aber Jesus sah, wurde er unwillig und sprach zu ihnen: Lasst die Kinder zu mir kommen und wehret ihnen nicht; denn solchen gehört das Reich Gottes. Wahrlich, ich sage euch: Wer das Reich Gottes nicht empfängt wie ein Kind, der wird nicht hineinkommen. Und er herzte sie und legte die Hände auf sie und segnete sie.“

In der Geschichte der Exegese wurde dieser Text vielfach als Aufruf an Erwachsene verstanden, kindlich zu werden. Manche Idealisierung des unschuldigen Kindes wurde hier abgeleitet, manch süßlicher Liedtext und manch rührselige bildliche Darstellung entstanden in diesem Zusammenhang.

Der Text aber hat eine durchaus sozialkritische Komponente. Kinder, die zur Zeit Jesu keinerlei gesellschaftlichen Rang hatten, erhalten einen Ehrenplatz, wenn die Welt aus der Perspektive Gottes gesehen wird. Dass Jesus als Erwachsener in die Knie gehen muss, um jene Umarmung möglich zu machen, zeigt schon optisch einen Statusverzicht. Die Kindersegnung ist damit eine Provokation für ein status-orientiertes Denken. Die Szene zeigt auch, dass die Jünger mit dieser Vorgabe Jesu hadern.

Im Markusevangelium wird bereits kurz zuvor die Aufmerksamkeit auf ein Kind gelenkt, und zwar im Zusammenhang mit der Frage der Jünger, wer „der Größte sei“. Jesus stellt ein Kind in die Mitte und sagt: „Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf“ (Markus 9,37). Schon das ist eine ungeheure Provokation. Nach der größten Anerkennung wird gefragt, ein Kind, dem keinerlei Rang in der Gesellschaft gebührte, wird ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt. Indem Jesus es in die Mitte stellt, zeigt er, dass aus Gottes Perspektive die gesellschaftlichen

Strukturen umgekehrt werden. Gerade die Unscheinbaren stehen im Mittelpunkt. So erhalten wir von der Bibel her Wegweisung mit Blick auf unser Verhältnis zu Kindern heute und dafür, in unserer Zeit, auch in diesem Jahr, bewusst als Christinnen und Christen zu leben. Das ist dringend notwendig. Denn wie hat schon Bettina Wegner gesungen „Menschen ohne Rückgrat haben wir schon genug.“

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.